

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2.10 M., für 3 Monate 1.40 M., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellgeb.

Redaktion: Lauhaer Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Lauhaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen

Die Arbeitslosenversicherung.

* Leipzig, 10. September.

IV. (Schluß.)

Wenn wir uns für eine allgemeine staatliche Arbeitslosenversicherung erklären, so vor allem deshalb, weil sie uns als ein Mittel erscheint, den heutigen Staat zu einem offiziellen Geständnis seiner Verantwortlichkeit und zugleich seiner Ohnmacht gegenüber der schlimmsten Geißel der Arbeiterklasse zu zwingen und die Frage der Arbeitslosigkeit in den Mittelpunkt des ständigen öffentlichen Interesses und der öffentlichen Tätigkeit zu rücken, weil die öffentliche Arbeitslosenversicherung, gleichzeitig mit einer wenn auch minimalen Verringerung des äußersten Elends, die Aufrechterhaltung breiter Volksschichten gegen die bestehende Ordnung zur unabweisbaren Wirkung haben würde.

Schon die von der Arbeitslosenversicherung untrennbare allgemeine offizielle Statistik der Arbeitslosigkeit müßte ein mächtiges Agitationsmittel in unserem Sinne abgeben. Wenn bereits die jüngste Interpellation in der Frage der Arbeitslosigkeit im Reichstag eine so glänzende Gelegenheit für uns geboten hat, die bestehende Ordnung an den Pranger zu stellen, so würde jede öffentliche Einrichtung, die den Folgen der Arbeitslosigkeit vorbeugen soll, einen ständigen äußerst populären Anknüpfungspunkt für unsere Kritik und Agitation schaffen.

Diese Gesichtspunkte und nicht irgendwelche optimistischen Selbsttäuschungen über den positiven Segen der Arbeitslosenversicherung können unseres Erachtens allein für die Sozialdemokratie maßgebend sein.

Damit aber die vorgeschlagene Reform diese und keine andere Bedeutung für uns gewinnt, damit die Stellung der Sozialdemokratie namentlich auch auf diesem Lieblingsgebiete der bürgerlichen Kurpfuscheri in unzweideutigem Lichte erscheint, ist es notwendig, die Frage von Anfang an auf richtigen Boden zu stellen. Entscheidend ist namentlich in diesem Falle die klare Präzisierung des Ziels, das wir der Arbeitslosenversicherung stecken.

Will man sie zu einem Mittel machen, die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen, wie dies Wollenbuhr in seinem Projekt thut, dann wird die Reform von vornherein auf utopischen Boden gestellt. Man braucht nur kurz die von Wollenbuhr geplanten Maßnahmen zu prüfen, um ihre Wirkungslosigkeit nach dieser Richtung einzusehen. In erster Linie sieht hier natürlich die gesetzliche Verkürzung der Arbeitszeit, deren Beschleunigung sich Wollenbuhr von der Arbeitslosenversicherung verspricht. Aber abgesehen schon von

der an sich ganz verkehrten Methode, so wichtige Forderungen, wie die Verkürzung der Arbeitszeit, oder sagen wir einfach die Forderung des gesetzlichen Achtstundentags, die den Eckstein unserer gesamten Sozialpolitik bildet, an eine jedenfalls sekundäre und noch zweifelhafte Reform von hinten anzuhängen und damit sozusagen die Pferde hinter den Wagen zu spannen, abgesehen davon ist die erwartete Wirkung der verkürzten Arbeitszeit auf die Arbeitslosigkeit illusorisch. Die Verkürzung der Arbeitszeit vermag höchstens vorübergehend die Zahl der beschäftigten Arbeiter zu vergrößern. Nach der bald erreichten technischen Anpassung des Produktionsprozesses an die neuen Bedingungen und nach der erreichten Steigerung der Produktivität des Arbeiters wird das Verhältnis das alte bleiben.

Noch hinfälliger ist die von Wollenbuhr erhoffte Wirkung der Arbeitslosenversicherung auf die Vorsorglichkeit und das planmäßige Vorgehen der Unternehmer. Wenn auch das subjektive Wollen der Kapitalisten in bestimmten Fällen eine gewisse bescheidene Rolle bei der anarchischen Gestaltung der Produktion mitspielen mag, so entfällt doch die Hauptrolle dabei auf Einflüsse, die ganz hinter ihrem Rücken und unabhängig von ihrem Willen wirken. Gegen die plötzlichen Rückschläge eines nordamerikanischen Krachs in der Eisenindustrie oder einer russischen Missernte auf die deutsche Produktion vermag offenbar keine Vorsorglichkeit der Unternehmer etwas auszurichten. Und wenn Wollenbuhr erklärt, daß „jede Arbeitslosigkeit, die nicht durch Witterungseinflüsse herbeigeführt wird, sich in ganz erheblicher Weise reduzieren läßt“, so hat er dabei nicht mehr und nicht weniger als den Weltmarkt, also den eigentlichen heutigen Krisenherd, außer acht gelassen.

Neben dem Utopischen einer solchen Fragestellung kommt noch ein zweites hinzu. Der Ausgangspunkt selbst der ganzen Reform wird damit auf den Kopf gestellt. Während Wollenbuhr von der Ueberzeugung ausgehen will, daß die Arbeitslosigkeit sich durch den auf die Regierung und das Unternehmertum ausgeübten Zwang so ziemlich eindämmen läßt, kann für die Sozialdemokratie gerade nur die völlige Ohnmacht des kapitalistischen Staates gegen die Arbeitslosigkeit der Ausgangspunkt der Versicherung und der rote Faden unserer Agitation auf diesem Gebiete sein. Während bei der Auffassung Wollenbuhrs die Arbeitslosigkeit eigentlich nur eine subjektive Unterlassungssünde der herrschenden Klassen ist, müssen wir u. E. die heutige Gesellschaft des halb gerade zur Abhilfe gegen die Folgen der Arbeitslosigkeit zwingen, weil sie diese aus ihrer Natur heraus mit Fatalität erzeugt.

Die bezeichnete Verschiebung der Fragestellung führt aber ferner dazu, auch die Scheidelinie zwischen uns und dem Troß der professoralen und sonstigen sozialen Kur-

pfuscher auf dem Gebiete der Arbeitslosenversicherung zu verwischen. Im Gegenteil, wir verschmelzen mit ihnen zu einer Phalanx in dem löblichen Drange und in der Hoffnung, die kapitalistische Ordnung durch soziale Reformen auszubessern, ihre „Unvollkommenheiten“, wie sich Professor Sombart ausdrücken würde, zu beseitigen.

Wollen wir uns von dieser Nachbarschaft abscheiden und auch innerhalb der vorgeschlagenen sozialen Reform unseren Klassenstandpunkt wahren, dann müssen wir von vornherein klipp und klar erklären: weil wir die Arbeitslosigkeit als einen unheilbaren angeborenen Krebschaden der kapitalistischen Gesellschaft betrachten, so fordern wir, daß die Gesellschaft für seine Wirkungen haftet und die Reservearmee der Arbeiter, die sie ständig braucht, auch selbst erhält oder wenigstens vor dem Versinken im Pauperismus bewahrt. Die ausdrückliche Richtung der Arbeitslosenversicherung gegen die Verelendung infolge der Arbeitslosigkeit und nicht gegen die Arbeitslosigkeit selbst ist deshalb u. E. die einzige annehmbare Gestaltung der Frage für unsere Partei.

Aus der dargelegten Auffassung ergibt sich von selbst unsere Stellung zu den zwei wichtigsten Punkten eines jeden Projekts der staatlichen Arbeitslosenversicherung: zu der Verteilung der Lasten und zu der Frage der „Garantien gegen Mißbrauch“.

Die gleichmäßige Heranziehung aller „Interessierten“: des Staates, der Unternehmer und der Arbeiter zu den Kosten der Arbeitslosenversicherung, wie es Wollenbuhr vorschlägt, mag sehr praktisch aussehen, widerspricht aber gerade unserer Grundanschauung von der ganzen Reform. Da der Sozialdemokratie vor allem daran liegen muß, der kapitalistischen Gesellschaft die Verantwortlichkeit für die von ihr produzierte wirtschaftliche Anarchie aufzuzwingen, so können wir unmöglich die Belastung und somit einen Teil der Verantwortlichkeit auf die Arbeiter abwälzen. Wir müssen vielmehr verlangen, daß die Kosten der Arbeitslosigkeit ungefährmälert von der Gesellschaft, also vom Staate und vom Unternehmertum getragen werden.

Zweifellos wird mancher praktische Genosse diese Forderung für sehr unpraktisch, weil aussichtslos, erachten. Und wir verheimlichen uns gar nicht, daß in einem Reichsgesetz die von uns verlangte Verteilung der Lasten wenig Aussicht auf Annahme hat. Allein jedes Zugeständnis an den bürgerlichen Standpunkt von sozialdemokratischer Seite erscheint uns hier verkehrt. Erstens, weil in diesem „Praktizismus“ der Drang zum Ausdruck kommt, die Reform in noch so schäbiger Gestalt möglichst schnell unter Dach und Fach zu bringen, um nur den Segen der von allen Sekten fleißig zusammengetragten Wetteilnehmige schleunigst über die

Seuilleton.

Das tägliche Brot.

Roman von Mara Diebig.

Arthur's Gesundheit war nicht besser geworden; zu schwerer Arbeit war er nicht tauglich. Mutter Resche war lange nicht so glücklich gewesen, als da er, wegen allgemeiner Körperschwäche, vom Militär frei kam. So übernahm er denn das bisherige Amt des alten Resche, führte die Bücher, goß Wasser über das Gemüse, war hier ein bißchen, da ein bißchen und ruhte sich meistens aus.

Heute hatte der Händler die ersten Musäpfel an Frau Resche geliefert; die waren so schön, die konnte man dreist als seine Schöpfel, Grabensteiner oder Goldparmanen, weiter verhöfeln. So wurde Arthur denn angestellt, mit einem ölgefeuchteten Lappen Stück für Stück glänzend zu reiben.

Er saß vorn im Laden, eine blaue Schürze seiner Mutter vorm Leib. Es ging auf zwölf, jetzt erschien niemand mehr. Doch hörte er ein schweres Krachen und die Treppe herunter! Tapp, tapp — langsam und bedächtig. Die Klingel schrillte und gelte anhaltend; so überlaut hatte sie kaum je gezeitert.

Unterm Eingang erschien eine große Gestalt, die ein Kind auf dem Arm trug.

Arthur sprang auf, daß die Äpfel von seinem Schoß bis in die entferntesten Winkel kollerten — das war Mine!

„Tag, Arthur,“ sagte sie ruhig und streckte ihm die Hand hin.

Er stand wie gelähmt. Eine unangenehme Empfindung schnürte ihm die Kehle zu. Starr sah er sie an, dann schlug er, indem eine plötzliche Röte sein Gesicht überflog, die Augen nieder.

Sie wurde nicht blaß und nicht rot. Kein Wechsel zeigte sich in ihren Zügen, nur, als sie ihm das Kind wies, schimmerte etwas wie Freude auf ihrem Gesicht.

„Arthur, das ist das kleine Mädel!“
Er machte eine unwillkürliche Bewegung, wollte ihr die Hand reichen und zog sie doch wieder scheu zurück; ein Ausdruck großen Unbehagens kam in seine Miene.

„Unser kleines Mädel,“ sagte sie wieder. Seine Stummheit irritierte sie weiter nicht, mit einem Schmunzeln setzte sie ihm das Kind auf den Arm; er mußte zugreifen, sonst wäre es gefallen.

„Wie heißt — je — denn?“ stotterte er.

„Fridchen.“
Er sagte nichts, sie auch nicht; stumm standen sie sich jetzt gegenüber. Das Kind sah mit runden Augen von einem zum anderen.

„Kuck, Fridchen, Dein Papa, sprach Mine dann leiser; zärtlich küßte sie die Kleine aufs Wäddchen.“

„Siehste, Dein Papa?“
Arthur zuckte zusammen. Ganz vertraulich zerrte ihn das dumme Ding am Schnurband.

Mines Gesicht veränderte sich jetzt plötzlich, es wurde gramvoll; schwer legte sie dem jungen Mann ihre Hand auf den Arm. „Arthur, 's Mädel wech nich wahn, rumstochen lassen wollen wersch doch nich in der Welt, was?“ Forschend sah sie ihm in die Augen; er suchte den Blick zu vermeiden, aber, offen und gerade, hielt ihn der ihrige fest.

„Was willst denn? Geh weg! — Laß mich in

Frieden,“ sagte er unwirsch, mit dem Wunsch, grob zu werden.

Sie ließ sich nicht abschrecken. „Was meenste, Arthur, was machen wer?“

„Weiß ich's?! Laß mich in Ruh! Verflucht und zugenäht, was soll ich denn?“

„Du sollst mer — heiraten!“ sprach sie fest.
In diesem Moment betrat Frau Resche den Laden. Sie überschaute die Situation mit einem Blick.

„Das Frauenzimmer?! Manu,“ schrie sie und rollte die Augen. „Un der Balg?! Was 's denn los? Wat haste denn, Arthur?“

Sie stellte sich schützend, mit ausgebreiteten Armen, vor ihren Sohn, aber Mine schob sie zur Seite.

„Ja hab mit 'n Arthur was zu reden.“

„So, mit 'n Arthur was zu reden,“ äffte die Alte ihr nach. „Wat jehst Dir der Arthur an?! Kommste mer wieder uf de Belle? Du hast hiew Jarnischt zu suchen, verstanden?!“

Mine blieb ganz ruhig; sie beharrte dabei: „Ja muß mit 'n Arthur reden.“

„Na, denn los, los! Da bin ik aber neujierig!“ Frau Resche stemmte die Arme ein.

Mine räusperte sich; einen Augenblick schien sie unsicher zu werden, dann sagte sie klar und deutlich: „'s is zu schlecht for en Kind, wenn de Mutter en lebiges Mädel is. Deswegen soll mer der Arthur heiraten.“

„Heiraten?! Wa—at?!“ die Resche fiel fast in Ohnmacht. Dann schlug sie eine schnelle Lache auf: „Heiraten?! Nu brate mir eener 'nen Storch, heiraten! Gaha!“

„Lach nicht so hämlich,“ brummte Arthur.
Mine stellte sich stramm auf. „Er muß mer heiraten!“